

Nr. 292. Bromberg, den 19. Dezember 1935

Befehl aus dem Dunkel.

Roman von **Hans Dominik.**

(5. Fortsetzung.) ———

Die kleine elektrische Uhr im Labor Georg Astenryks schlug die elfe Stunde.

„Nun, ausgeschlafen?" rief Marian Georg zu, der sich auf dem alten Lederkanapee ausgestreckt hatte. „Du geruhtest fast eine Stunde auf der Bärenhaut zu liegen."

Georg richtete sich auf. „Wenn ich je in meinem Leben munter gewesen bin, Marian, so war ich's jetzt eben. Ich hatte mich hingelegt, wollte über die Formel des letzten Versuchs nachdenken. Plötzlich stockte ich. Es wurde mir unmöglich mich zu konzentrieren. Immer wieder kamen mir andere Gedanken in den Kopf, und zwar merkwürdigerweise immer Gedanken bestimmter fremder Personen, die sich mit mir beschäftigten.

„Deine Nerven sind nicht ganz auf der Höhe", sagte ich zu mir selber. „Du fängst an, Geisterstimmen zu hören." Dann kam mir plötzlich zu Bewußtsein, daß ich ja unter dem Verstärker lag, dessen Lampen brannten und dessen Antennen von dem Versuch vorher noch vertauscht waren.

Ich war sofort im Bilde. Schwächste Ausstrahlungen von den Gedankenwellen irgendwelcher Menschen draußen trafen die Eingangsantenne. Millionenfach verstärkt fluteten sie aus der Ausgangsantenne in meinen Kopf. Du kannst dir ja denken, wie ich da hellhörig wurde und mich ganz der Wirkung der Wellen hingab. Zunächst fiel es mir schwer, die verschiedenen Stimmen zu trennen. Erst nachdem es mir gelungen war, die gedanklichen Äußerungen einer gewissen Person festzustellen, glückte es mir, Sinn in diese Wahrnehmungen zu bringen."

„Eine solche Leistung wäre doch über die Maßen erstaunlich, Georg. Bist du auch sicher, daß du nicht doch geträumt hast?"

„Unsinn, Marian! Ich war frisch und munter wie am frühen Morgen."

„Da bin ich aber sehr gespannt", sagte Marian, immer noch etwas ungläubig, „was du da vernommen hast?"

„Das sollst du sofort hören. Aber ich will es dir nicht direkt sagen, du sollst es auch durch den Verstärker erfahren. Du brauchst dich da weniger anzustrengen als ich, da der Apparat dabei ja meine Wellen nicht so schwach empfängt wie die der Leute da draußen. Zunächst will ich die Schaltung wieder umdrehen. So! Setze dich da unter die Deckenantenne."

Wortlos saßen sie geraume Zeit da. Das wechselnde Mienenspiel Marians verriet, daß er alles mitempfand, was Georg dachte. Es war ungefähr alles das, was die Herren Forbin, Samain und Godard auf ihrem Spaziergang in der Kölner Straße vor kurzem zusammen besprochen hatten. — —

Georg hatte geendet . . . Eine kurze Zeit der Überlegung. Dann standen beide auf und — ja, was sie da nun taten, das schien merkwürdig, unbegreiflich.

Marian schaltete sämtliche Beleuchtungskörper ein und ging von einem Apparat zum anderen. Dabei machte er allerlei Handgriffe. Mit kalter Überlegung begann er, Schrauben zu lösen, Schaltungen zu zerstören und Meßinstrumente abzunehmen. Georg saß währenddessen am Schreibtisch und begann sorgsam die Papiere in zwei Stöße zu ordnen. Den größeren gab er Marian.

„Rein in den Ofen mit allem, was wir nicht unbedingt brauchen!"

Den anderen Teil der Papiere schnürte er zu kleineren handlichen Paketen zusamen, die er in eine Ledermappe steckte. „Unser geistiges Eigentum kann uns niemand nehmen." Er drehte sich zu Marian um. „Nun, auch bald fertig?"

Marian schüttelte den Kopf. „Es fällt mir gar nicht ein, alle Meßinstrumente abzunehmen und alle Säuren auszuschütten. Ich lege denen hier ein Ei, worauf sie lange brüten sollen und wobei schließlich doch nur blanker Unsinn herauskommen wird."

Während er es sprach, schüttete er wahllos die verschiedensten Chemikalien in die Versuchsbatterien. Georg lachte laut auf.

„Vorzüglich, Marian! Tu das, aber ohne zu übertreiben! Den Verstärker werde ich zu einer Mottenkiste umwandeln. Allgermissens Kristalle nehme ich natürlich mit. Über den Rest mögen sie sich die Köpfe zerbrechen."

„Was mögen das für Leute gewesen sein, Georg, die du so schön belauscht hast?"

„Ja, wer das wüßte! Ich vermute, irgendwelche Kreaturen jener französischen Gruppe, die bereits durch einen Mittelsmann die Hypothek an sich gebracht hat, um mich durch die Kündigung willfährig zu machen. Das Manöver war ja zu durchsichtig." —

Der Morgen graute bereits als sie sich zur Ruhe begeben wollten . . . Beim Verlassen des Laboratoriums nahm Marian die Tasche unter den Arm, wollte in sein Schlafzimmer.

„Halt, Marian! Das geht nicht!"

„Was meinst du?"

„Die Ledertasche mit unsern Papieren muß sofort aus dem Haus. Wir begehen damit ja gar nichts Unrechtes, denn ihr Inhalt ist mein geistiges Eigentum. Der Teufel kann's aber wollen, daß man uns verhindert sie mitzunehmen. Was würde es uns nutzen, sie vielleicht auf Protest nach einiger Zeit wiederzubekommen, wenn die Papiere sämtlich photographiert sind."

„Da hast du recht, Georg. Aber wohin damit?"

„Oh sehr einfach! Ich bringe sie sofort zum Bahnhof, gebe sie in die [illegible] und telegraphiere gleich an Tante Mila, daß wir kommen."

Mit diesen Worten war Georg schon an der Tür und verließ das Haus. — — —

Die Uhr schlug die Mittagsstunde, da ging Georg Astenryk in Begleitung Marians für immer aus seinem Heim. Soeben hatte sich im Labor die Tragikomödie — von Herrn Godard inszeniert — genau so abgespielt, wie Herr Forbin sie am Abend zuvor mit innigem Behagen schilderte, ohne zu ahnen, daß eine Verkettung außergewöhnlicher Umstände ihm einen fernen Zuhörer verschaffte. Ein Umstand, der

den Effekt des so schlau ausgetüftelten Planes verpuffen ließ.

Während Georg den Weg zu Forbins Hotel einschlug, ging Marian zu dem Kontorgebäude gegenüber und trat in den Hauseingang. Nicht lange, dann hielt ein Auto vor dem Fabrikhof. Zwei Herren stiegen aus und gingen schnellen Schrittes zu dem Wohnhaus. An der Tür erwartete sie ein Herr, der ihnen schon von weitem in französischer Sprache zurief: „Es ist alles in Ordnung. Diesmal hat alles aufs beste geklappt."

Marian lachte laut auf. „Was gäbe ich drum, wenn ich die Gesichter dieser Herren nach einiger Zeit da oben sehen könnte. Nun, ich will wenigstens hier unten warten, bis sie wieder 'rauskommen. Sie mögen dann immer noch nette Gesichter machen." —

Es war allerdings ein Bild, das Marian ganz besondere Freude machte, als nach einer guten halben Stude jene drei Herren mit hochroten Köpfen und sehr heftig gestikulierend aus dem Astenrykschen Wohnhaus kamen. Mit einem triumphierenden Lachen trat Marian aus dem Toreingang und folgte ihnen, bis sie in das Auto stiegen.

Schade, daß ich nicht genug Französisch verstehe! dachte er. Sie sprachen ja laut genug. Fehlte nur noch, daß sie sich gegenseitig in die Haare kriegten.

Während Marian die Kölner Straße entlangging, sah er in einer Seitengasse Georg mit dem alten Stennefeld stehen und sich eben von dem verabschieden. Er eilte auf ihn zu und erzählte ihm mit großem Behagen, was sich da eben abgespielt hatte. Georg schlug ihm lachend auf die Schulter.

„Gut gemacht, Marian! Ich bin durch Stennefeld aufgehalten worden. Geh du statt meiner zu Meister Konze. Ich muß jetzt schleunigst fort zu meinem Schwager Forbin." — — —

Forbin und Helene saßen plaudernd im Vorgarten ihres Hotel.

„Weißt du auch, Alfred, daß mir die ganze Sache wenig sympathisch ist? Ich glaube, du steckst da deine Hände in eine Angelegenheit, die recht töricht ist."

„Aber wieso, Helene? Ich habe dir doch gesagt, was die Erfindung wirtschaftlich bedeuten würde, wenn sie einmal gemacht ist. Daraus kannst du leicht ersehen, wie groß das Interesse der Herren in Paris ist, und die Folgerung, was für uns bei einem guten Erfolg herausspringt, kannst du daraus ebenso leicht selber ziehen."

„Mag alles sein, Alfred! Ich werde das Gefühl nicht los, wir handeln falsch. Zunächst einmal möchte ich doch daran erinnern, daß Anne meine Schwester ist und Georg Astenryk eines Tages mein Schwager werden dürfte."

„Ah! Helene! Moralische Anwandlungen?"

Helene warf Forbin einen schiefen Blick zu.

„Du weißt, Alfred, diesen Ton liebe ich nicht. Aber ganz abgesehen davon, überlege dir doch mal bitte folgendes: Du rechnest damit, daß früher oder später Georg diese wichtige fruchtbringende Erfindung macht."

„Gewiß! Davon bin ich fest überzeugt, und die Früchte werden vieltausendfältig sein."

„Gut, Alfred! Ich nehme dich beim Wort. Nun stelle dir bitte mal vor, es kommt alles so, wie du denkst. Glaubst du nicht, daß das Ehepaar Forbin, Schwäger dieses Milliardärs Astenryk, mit an der Tafel sitzen und mühelos schwelgen könnte?"

Forbin machte ein zweifelndes Gesicht.

„Ich weiß nicht, Helene, ob du da so unbedingt richtig rechnest: Ich verfüge doch auch über eine gewisse Menschenkenntnis und kann nur sagen, daß wir beide... besonders ich . . . Georg Astenryk reichlich unsympathisch sind. Daß er nach seiner Verheiratung mit Anne mit uns noch irgendwelche Beziehungen unterhalten würde, glaube ich nicht."

Helene zog ärgerlich die Brauen zusammen.

„Das käme doch sehr darauf an, mein lieber Alfred. Ich müßte mich in mir denn doch sehr täuschen, wenn ich es nicht fertigbrächte, mit Georg auf gutem Fuß zu bleiben."

„Tja! . . . Tja . . . Helene, mag vielleicht alles sein... Aber . . ."

„Aber", vollendete Helene, „dir ist ein Spatz in der Hand lieber als eine Taube auf dem Dach. Das weiß ich längst und leider muß ich dir immer wieder sagen, das ist falsch. Du bist zu kleinlich. Dein Horizont ist zu eng. Um ein Trinkgeld heute verscherzt du dir spätere Millionen. Denn glaube nur nicht, daß es Georg auf die Dauer verborgen bleiben könnte, daß du mit in diesem französischen Spiel steckst. Also . . ." Helene sah Forbin mit zwingendem Blick an.

„Helene, du sollst recht haben. Ich muß offen gestehen, so ganz geheuer ist mir die Sache auch nicht. Ich bin ja nicht umsonst die ganzen Tage unterwegs gewesen, um nach anderen, lohnenderen Dingen Umschau zu halten. Als ich mich auf diese Sache einließ, war Not am Mann. Wir saßen scheußlich in der Tinte. Fände ich etwas anderes Gutes, würde ich sofort abschwenken."

„Da habe ich etwas vorgesorgt, Alfred. Nicht ohne Grund habe ich mir alle Mühe gegeben, Castillac aufzustöbern, und fahre nicht zu meinem Vergnügen mit diesem mir im Grunde höchst gleichgültigen Menschen andauernd in der Landschaft herum. Wenn sich dahinten im Fernen Osten die Dinge weiter so zuspitzen, dürfte Castillacs Weizen blühen, und dabei müßten sich auch für dich lohnende Geschäfte entwickeln."

„Sehr gut, Helene! Das wäre allerdings eine feine Sache. Waffengeschäfte sind immer sehr lohnend . . ."

„Ah! Da kommt ja Georg", unterbrach ihn Helene, „komm, Alfred, ich bin gespannt, wie er sich zu eurem Streich stellt. Eine Gemeinheit bleibt's auf jeden Fall. Gut, daß du nicht direkt damit zu tun hast."

Georg war inzwischen herangekommen und begrüßte die beiden. „Anne ist wohl oben? Da möchte ich . . ."

„Bleiben Sie nur hier, Herr Astenryk", sagte Forbin. „Sie wird gleich herunterkommen. Wir speisen ja jetzt. Aber was sehe ich? Wollen Sie verreisen?"

„Ja! Verreisen, und zwar auf lange . . . wahrscheinlich sehr lange Zeit, Herr Forbin."

„Wie? Was?" Anne war aus dem Hotel getreten und nahm Georgs Arm. „Du willst verreisen? Wie meinst du das?"

„Das ist mit vier Worten kurz erklärt. Man hat mich 'rausgeschmissen!"

„Wer . . . Wie? . . . Wie ist das möglich? Du sagtest doch noch gestern, du würdest noch vier Wochen bleiben können?"

„So sah es auch gestern noch aus. Inzwischen ist man meinem Verbrechen auf die Spur gekommen . . . daß ich nämlich Standuhren, Büfetts, silberne Löffel und dergleichen mehr heimlich beiseiteschaffe."

„Ach! Du scherzt!" rief Anne ungeduldig.

„Liebe Anne, mir ist wirklich nicht zum Scherzen zumute", sagte Georg und erzählte, wie er tatsächlich vor einer Stunde exmittiert worden wäre, weil gewisse Interessenten dem Gericht diesen unglaublichen Verdacht glaubhaft gemacht hätten."

Anne stand entsetzt. „Lieber Georg! Das ist doch unmöglich!"

Der zog ihren Arm fester an sich heran. „Du glaubst gar nicht, Anne, was alles möglich ist, wenn vor Gericht Leute erscheinen, die statt eines Gewissens einen Ballonreifen haben. Wenn ich mich auf einen Prozeß einlassen wollte, würde der Schwindel, der da getrieben wurde, natürlich zutage kommen. Aber wozu? Um der paar Wochen willen? Nein! Da habe ich denn doch etwas Besseres zu tun. Abgesehen davon, daß mir niemand derartige Dinge zutraut, der mich kennt."

Ein Kellner kam und rief zum Mittagsmahl.

Die Suppe war gegessen. Ein knuspriges Rippespeer wurde auf den Tisch gebracht.

„Seht mal Alfred an! Wie der schmunzelt", lachte Helene. „Sein Leibgericht! Komm, Alfred, laß dir auftun."

Schon hatte Forbin Messer und Gabel ergriffen und wollte eben den ersten Bissen genießerisch in den Mund schieben, da kam der Kellner: „Herr Forbin wird am Telephon gewünscht."

Aus Forbins vollem Munde kam ein halberstickter Fluch. „Der Kerl kann sich aber auf was gefaßt machen, der mich jetzt hier vom Tisch wegholt." Wütend stand er auf. — —

(Fortsetzung folgt.)

Der Kanonier und der Schloßspuk.

Historie von J. Mühlenpfordt.

Wie eine Zeichnung, kräftig in Kohle und Kreide auf groben Karton hingeworfen, so lag die alte Wasserburg da, unfern schräg herüber das Zeughaus, dahinter der Schloßplatz, die Baumreihen mit breiten, plumpen Strichen aufgesetzt, und oben der nächtliche Winterhimmel. Hier und da vermischten sich Kohle und Kreide zu grauen Klumpen oder krausem Wirrwarr, das war der barocke Zierat an den Treppengiebeln und die halbverschneiten Voluten, oder auf dem durchbrochenen Brückengeländer die Sandsteinputten, die sich balgten und unsichtbare Rosengirlanden um Vasen wanden, eine Flora, ein antikischer Krieger mit zerbröckelten Gliedern, die sich ungehalten gebärdeten, vielleicht, weil sie unter dem verhüllenden Schnee wie aufrechtstehende Bären aussahen.

Und still war's, das Glucksen des Wassers im Schloßgraben drang nicht durch die graue Eisdecke, und der Soldat, der drüben am Zeughausportal Wache stand, hielt plötzlich inne in seinem Auf- und Abgehen, und da hörte auch das leise Wimmern des hartgefrorenen Schnees auf, das sich unter jedem Tritt seiner Nagelstiefel losrang.

Der Soldat sah hinüber nach den langen, gefrorenen Fensterreihen im Schlosse. Die Turmuhr rief zwölf, aber die Töne klangen, als ob jemand eine kalte Hand auf das Schlagwerk gelegt hätte; kein Eulenschrei, kein Fledermaushusch in der starren Luft. Jetzt ränderte das Mondlicht einen Augenblick lang einen Wolkensaum kreideweiß. Der Soldat mußte plötzlich an alle möglichen dummen Geschichten denken und fürchtete sich so, daß er mit beiden Stiefeln wieder auf den aufschreienden Schnee stampfte, um die unheimliche Stille lebendig zu machen. Aber da trat der Mond wieder hervor und zog den schreitenden Schatten der Schildwache im Nu so unmöglich lang über die Weite des Schloßplatzes und zerrte Helmzier und Büchsenlauf zu langen, dünnen, über den Schnee kriechenden Gliedern hin und her, während die Öllaterne, die im Torbogen unter dem welfischen Herzogswappen hing, das Zerrbild verdoppelte, daß der Soldat seinen eigenen Schatten für ein Gespenst, für eine greuliche Spinne hielt, und dort — drüben . . . ein Schrei entfuhr seinem Munde, ein zweiter entsetzter, gellender, ein dritter, — der aber in dem Schnee erstickte, der ihm schwer wie mit einer Schaufel ins Gesicht geworfen wurde. — — —

Die Kameraden, die ihn nachher ohnmächtig und steif auffanden, zogen ihm in der Wachstube die Schaftstiefel aus und brachten mit einigen heißen Tropfen das Kriegerherz wieder in lebhafteren Marschtakt. Aber es war nichts aus ihm herauszukriegen, nur, daß er nie wieder nachts das Schilderhaus beziehen werde, sondern sich lieber an der Hofmauer totschießen lassen würde.

Hätte nicht die Kastelanstochter drüben ihren Vater am anderen Morgen in ähnlicher Verfassung angetroffen, hätten nicht dessen zerfetzte Angaben über ein nächtliches Erlebnis sich mit denen der Schildwache zu einer grauenerregenden Geschichte ergänzt, — die Wachtstube hätte wahrscheinlich ewig vor einem Rätsel gestanden.

Drüben im Schloß, unmittelbar über den uralten Quaderbogen, wohnte der Kastellan Barthel Ruck, der die seit langem unbewohnte Feste zu hüten hatte. Er besaß eine Tochter, Amöne, die wunderbares reiches Haar hatte. Und so zart und blond war ihre ganze Erscheinung. Diese Tochter hatte eine Liebschaft angefangen mit einem Soldaten, einem hübschen, riesengroßen Kerl namens Andreas Droste. Ihr Vater aber hatte ganz andere Dinge mit ihr vor, seit der alte Herzog bei seinem letzten Hiersein in müdem hoheitsvollen Ton gesagt hatte: „Ihre Tochter, Ruck, ist eine vollendete Schönheit." Seit der Zeit nun lag der Kastellan immer auf der Lauer wie der Marder vor dem Taubenschlage.

So hatte er diese Nacht den großen Torschlüssel abgezogen und ein Loch in die vereiste Fensterscheibe gehaucht, um zu beobachten, wann und unter welchen Begleiterscheinungen die Tochter vom Balle heimkehrte. Er mochte von Zeit zu Zeit eingedämmert sein. Als er dann plötzlich wieder einmal aufschreckte und durch das Hauchloch äugte, da stieß er einen ebensolchen Entsetzensschrei aus wie der Soldat vor dem Zeughaus. Über den Wassergraben huschte lautlos, körperlos ein dunkles Etwas, stand dann unter dem Quaderbogen plötzlich als weiße, geisterhafte Gestalt, hob ein-, zweimal die Arme über dem Haupte, wehklagend, verzweifelnd — grüßend, winkend — und war in dem dunklen Gange verschwunden, die wie eine Maulwurfsröhre vom Wasser durch die Grundmauern bis zu den Säulen des Schloßhofes führte.

So weit der Kastellan. Dasselbe zog man, wie mit Zangen freilich, der Schildwache vom bedrückten Herzen. Nur eines erfuhr man nicht, nämlich, daß dem Soldaten durch einen tüchtigen Wurf losen Schnees Mund, Ohren und Augen verstopft worden waren, er aber doch etwas gehört zu haben meinte wie „Maul halten" oder „Schnauze zu" und ein Klappen der Zeughaustür.

Als Amöne morgens das Wohnzimmer betrat, fand sie den Vater noch im Nachtgewand, die Schlafmütze über die Augen gezogen, die Hände über dem runden Bauch gefaltet, neben dem kalten Ofen sitzen.

„Du kannst's glauben", jammerte er zum Gotterbarmen, „sie ist's gewesen, die Schlüter-Ilsche; sie geht um. — Hab's schon öfters in den letzten Wochen seufzen hören oben in den Gängen und draußen. — Sie hat keine Ruhe, die Ilsche, und wenn sie sich zeigt, ist allemal ein Unglück im Anzuge."

„Ach, Vater, sagte Amöne so recht zärtlich und strich ihm über die rauhen Wangen, „sei doch nur nicht ängstlich! Sie tut uns gewiß nichts. Ich habe aber auch noch nie etwas gehört. Wenn's mal wieder raschelt und umgeht, dann klopf' nur an meine Kammertür, recht fest, daß ich's auch hören tu', dann komme ich zu dir. — Väterchen, liebes gutes Väterchen", sie umhalste und liebkoste ihn, „weißt du, zu zweien ist es nicht graulich, glaub mir."

Dabei schauten ihre Augen so unschuldig blau drein wie die Delfter Fayencekacheln an der längst zugemauerten Kaminwand, die irgend ein Prinz vor langen Jahren aus den Niederlanden mitgebracht hatte.

Auch die Wachtstube des Zeughauses beruhigte sich wieder, nachdem der Kanonier Andreas Droste erklärt hatte, wenn niemand wolle, so sei er kouragiert genug, allnächtlich das Schilderhaus zu beziehen. — Er fürchte sich vor keinem Spuk.

Die Kunde aber von dieser denkwürdigen Nacht lief von einem spitzgiebligen Haus zum andern, von Gasse zu Gäßchen, und noch öfters wurde das Gespenst gesehen, wie es die Fensterreihen entlang huschte, unter dem Steinbogen stand und mit geisterhaft langen, bleichen Armen winkte, um dann im dunkeln Wassergang, der in den Säulenhof mündete, zu verschwinden. In diesem schauerlichen Gang hing der rostige, eiserne Stuhl, auf dem der Rat der Stadt vor dreihundert Jahren die Schlüter-Ilsche hatte verbrennen lassen, die Giftmischerin, die nun für ewig ruhelos an die Stätte ihres Verbrechens gebannt war. Der Kanonier Andreas Droste aber hielt allnächtlich Wache; er fürchtete sich nicht.

*

Als der Frühling kam und die kleinen blaßvioletten Dorantblüten aus den Ufermauern wuchsen, wurde es ruhig in dem alten Wasserschloß. Der Kastellan Barthel Ruck atmete auf und konnte sich wieder ungestört der Beaufsichtigung seiner Tochter widmen.

Aber dann brachte der nächste Dezember starken Frost, der Wassergraben überzog sich wieder mit dickem grauen Eis. Da zeigte sich auch die verbrecherische Kammerfrau von neuem und ängstigte den armen Alten schlimmer denn je. In einer Nacht wurde das Huschen, Seufzen und Rascheln zu arg, ja sogar ein leises Lachen meinte der arme Barthel zu hören. Er stand zitternd auf, seine Tochter zu Hilfe zu rufen. Aber zuvor sah er sich nach irgend einer Waffe um. Doch wie —, was? Schnell entschlossen ergriff er die Feuerzange, dann fiel sein Blick auf den Kaffeetopf, der vom Abendbrot her noch mit einem Rest Zichorienbrühe auf dem Tisch stand. Er war aus weißem Steingut und sehr hübsch mit Lilien und Vergißmeinnicht bemalt. Der mochte auch unter Umständen brauchbar sein, gegen giftmörderische Weiber damit anzugehen.

Er pochte an Amönens Kammertür — nichts rührte sich.

Er klopfte stärker, — alles totenstill. Da öffnete er, — das Bett stand unberührt. Er öffnete leise, ganz leise, die nächste Tür zum Gang. — — — Da stand das Gespenst, zart und weiß und blond, und hatte die geisterhaft bleichen Arme erhoben und herzte und küßte einen riesengroßen, schwarzverschnürten Kanonier.

Bums! schlug Barthel Ruck mit der Feuerzange auf die hohlen Dielen, und nun war die Sache umgekehrt: Das Gespenst schrie auf und starrte entsetzt auf die kugelige, nachtgewandete bewaffnete Erscheinung. Aber der Kanonier, der sich vor keinem Spuk fürchtete, trat vor und sagte, so daß es feierlich durch die öden Räume hallte: „Ich bitte um die Hand Ihrer Tachter Amöne, Herr Bartholomäus Ruck!"

„In drei Deubels Namen, dann meinetwegen ja", schrie der Kastellan wütend, setzte behutsam den Zichorientopf auf den Boden und schlug ihn mit der Feuerzange kurz und klein.

„Ich danke Ihnen, lieber Schwiegervater", antwortete der Kanonier. „Scherben bringen ja Glück!"

Und daß der in Scherben geschlagene, mit Lilien und Vergißmeinnicht bemalt gewesene Zichorientopf seinen Zweck erfüllt hat, das haben die langen glücklichen Ehejahre bewiesen, die der furchtlose Kanonier und spätere Herzogliche Hoffourier Andreas Droste mit seiner tapferen Amöne verlebte.

Pilotenexamen von gestern.

Ein lustige Erinnerung

von **Walter Tschirschnitz**-Breslau.

Im Sommer 1913 erhielt ich meine Ausbildung als Militärflugzeugführer bei einer süddeutschen Flugzeugfirma. Nach einer wahrhaft rekordmäßigen Flugzeit von dreißig Minuten, die ich in etwa zehn Platzflügen als Gesamtleistung zusammengebracht hatte, meldete ich mich frisch, froh und frech zum Pilotenexamen. Um diese Prüfung erfolgreich zu bestehen, waren damals in fünfzig Meter Höhe zweimal je fünf Achterfiguren mit fünfhundert Meter Schleifendurchmesser zu fliegen. Der Kreuzungspunkt sollte über einer Wendemarke liegen. Nach den ersten fünf Flügen hatte eine Zwischenlandung zu erfolgen. Die Maschine sollte hierbei in einem Umkreise von zwanzig Metern oder vierundzwanzig Schritten — vom Landekreuz ab gerechnet — zum Stehen kommen. Diese Forderung galt auch für den Abschluß der zweiten fünf Achten . . .

Frohgemut und unbeschwert von jeglicher gründlichen Flugerfahrung startete ich. Nach zwanzig Minuten hatte ich die ersten fünf Achten hinter mir. Das heißt, ich hielt das, was ich eben geflogen hatte, dafür. Meine Kameraden meinten später, daß die Flugfiguren selbst bei wohlwollendster Kritik höchstens als schiefe Brezeln anerkannt werden könnten.

Ich flog die Abschlußrunde und äugte hinunter nach der kleinen Gruppe der Abnahmekommission. Dort schwenkte man die Signalfahne, was auf deutsch hieß: Wir sind zufrieden. Sie können landen! Ich ging zum Gleitflug über. Kommission und Kameraden entfernten sich mit abenteuerlichen Känguruhsprüngen von der jetzt gefährdeten Gegend um das Landekreuz. Mit einer wahren „Affenfahrt" kam ich angebraust, setzte hinter dem Landekreuz auf, statt davor.

„Schon faul!" dachte ich. „Mindestens noch dreißig Meter Auslauf. Sache ist verpatzt.

Doch die Abnahmekommission kannte den Rummel schon. Sie hatte unter ihren Mitgliedern nicht umsonst so ein langbeiniges Menschenkind. Das war der Abschreiter. Er stellte sich jetzt in Positur und „schritt" wie ein hüpfender Storch. Die anderen taten derweile so, als sähen sie nichts.

„Einundzwanzig Schritt — rund achtzehn Meter! Gratuliere!" krähte der „Storch" neben meiner Flugzeuggondel. Fast hätte ich ihm in das Gesicht gelacht, jedoch ich bezwang mich im Interesse eigener Angelegenheit und nahm den Glückwunsch dankend entgegen.

Nachdem die Maschine wieder startgerecht aufgestellt war, konnte ich mit den zweiten fünf Achten beginnen. Auch die flog ich, so gut ich das eben konnte. Das Fliegen schien mir nun überhaupt das natürlichste Ding der Welt zu sein. Wenn es nur mit dem Herunterkommen nicht immer so gehapert hätte. Denn die Landung, die Landung, das war doch noch immer die reine Glückssache, auf deren gutes Gelingen man keinen Taler verwettet hätte!

So wurde auch diesmal mit Hilfe einer schlechten Schicksalslaune und übergroßen „Affenfahrt" der Auslauf noch länger. Zischend sauste die „Kiste" im Ausschweben über das Landekreuz hinweg und faßte erst weit dahinter, sozusagen in nebelgrauer Ferne, festen Boden.

Ach, hier half die ganze Springkunst des langbeinigen Distanzmessers nichts mehr. Dieser offenbare Mißerfolg ließ sich nicht umkorrigieren! — Das schien auch die Abnahmekommission einzusehen, die mir völlig uninteressiert den Rücken drehte. Schon kam auch der Starttrupp angerannt, um die Maschine zurückzuschleppen. Also mußte ich den zweiten Teil der Bedingungen noch einmal fliegen! Allein, ich sollte mich irren. Als die Maschine schon so weit herangeschoben war, daß die Spitze der Führergondel der eifrig verhandelnden Kommission beinahe ins Kreuz stieß, stürzte der „Springer", mit den Armen windmühlenflügelnd, auf den Starttrupp zu und schrie: „Halt! Halt! Zum Donnerwetter, stehen lassen die Maschine!" — Bums! stand die Karre.

„Wir haben ja noch gar nicht die Entfernung gemessen. Wie können Sie denn da die Maschine schon abrollen?" schnauzte er die Startleute an. Die ganze Bande grinste: „Ach herrjeses! Dunnerlitzchen noch eens! Na freilich, das haben wir ja total übersehen."

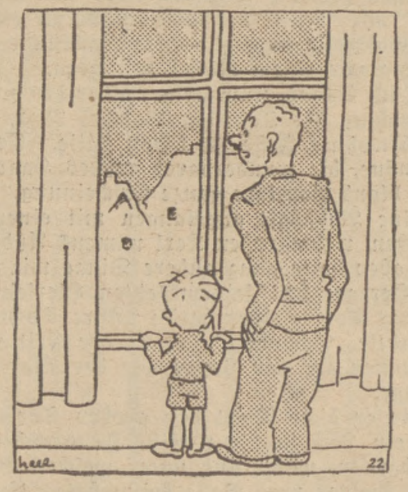
„Also, wo hat die Maschine gestanden?" forschte der Herr. Ein Mann sprang einige Schritte zurück, blieb da wie angewurzelt stehen und behauptete prompt: „Hier hat se gestanden!"

„Na schön!" zeigte sich jedoch der „Springer" bereit, die Mogelei anzuerkennen, und fing an, nach dem Landekreuz hin abzuschreiten.

„Vierundzwanzig Schritt, — rund neunzehn Meter!" war das nicht nur frisierte, sondern auch ondulierte und überhaupt nach allen Regeln der Barbierkunst behandelte und somit bildschöne Ergebnis.

Jetzt ging mir ein Licht auf . . . Alles drängte sich um meine Gondel, in der ich noch immer fassungslos saß. Ich konnte das „Wahrgewordene" nicht glauben. Aber man schüttelte mir herzlich beide Hände und beglückwünschte mich zum „Piloten". Da glaubte denn auch ich . . .





„Der Weihnachtsmann muß aber in einem schlimmen Wetter hinaus!"

„Ja, Papa, du wirst dir Gummischuhe anziehen müssen!"

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.